

der Säkularisierungsprozesse zeigt, daß eine quantitative Analyse etwa der Teilnahme am kirchlichen Leben, wie sie H. R. Schmidt vorlegt, nur ein wichtiger erster Schritt sein kann. Dazu müssen zwangsläufig Reflexionen auf qualitative Probleme der Deutung von Religion und der Aneignung säkularer Repräsentationen treten. Die These der Hrsg., daß der europäische Staat, der gleichwohl einiges an sakraler Emphase bewahrt habe, säkularisiert sei, dies aber für die Gesellschaft nicht zutrefte, sollte weiter diskutiert werden: Von „schiefer grenzenlosen Resakralisierungschancen“ (S. 15) ist die Rede. Der wichtige Sammelband bietet damit Anschlüsse an eine Vielzahl von Debatten, innerhalb der Forschung und darüber hinaus.

Berlin

Matthias Pohlig

William Clark, *Academic Charisma and the Origins of the Research University*. Chicago/London, University of Chicago Press 2006. 662 S., \$ 45,-.

Es ist ein sehr angelsächsisches Buch. Sprache, Ironie und Nostalgie, Lust am Erzählen, Belesenheit belegen das hinlänglich, aber auch Mißachtung nicht ins Bild passender Literatur sowie souveräner, besser eigewilliger Umgang mit den herangezogenen Quellen. „The German lands constitute the center of analysis, for which Jesuit and English academics offer interesting points of comparison and contrast. In the plot of this book, the Jesuits will play the most radical rationalizers, while the English strive to uphold the tradition“, heißt es.

Es geht Clark darum, nachzuzeichnen, wie und warum die Idee von Forschung in die frühneuzeitliche Universität eindrang. Dazu gibt es bereits verschiedene Arbeiten, wenn auch mit unterschiedlichen Ergebnissen. Die kennt – oder, wahrscheinlicher bei seiner Belesenheit, – zitiert C. aber nicht, da sie seiner Interpretation nicht entsprechen. Die wird ihrerseits freilich nicht so recht klar und eindeutig, so daß es schwer ist, seine Analyse auf den Begriff zu bringen. Im Mittelpunkt steht die Entwicklung der protestantischen deutschen Hochschule, der die Ausbildung der modernen Forschungsuniversität zu danken sei. Bürokratie – also rationale Planung von ministeriumsähnlichen Instanzen – sowie marktkonforme Verhaltensmuster von Gelehrten hätten das bewirkt. Die hätten, vor allem seit dem 18. Jahrhundert, sich einen anerkannten Namen zu machen gesucht, Kompendien und Lehrbücher ver-

faßt, Bibliotheken und die neu eingeführten Seminare als Multiplikatoren genutzt, alles, um ihre Einnahmen und ihr Ansehen zu mehren. Die Ministerialbürokratie – wie im Falle Göttingen der Kurator von Münchhausen – sei gleichzeitig bemüht gewesen, den korporativen und kollegialen Charakter der Universitäten, ihrer Fakultäten aufzulösen, indem sie sich diese ruhmbegehrigen Individualisten, einen isolierten akademischen Spezialisten als Partner heranzogen. Halle habe das bereits vorexerziert, so daß Preußen und Hannover gleichermaßen für die moderne Entwicklung gestanden hätten. Begonnen habe das aber bereits im Spätmittelalter und in der Renaissance, weswegen er auch diese Zeit mit einbezieht, ohne daß die Notwendigkeit dazu recht einleuchtet.

Nach 1789 habe die romantische Ideologie des Forschers, von Forschung, die im Einklang mit einem neuen Kulturministerium auftrat, die aufgeklärte Vorstellung von Ruhm fortentwickelt hin zur emphatischen Überhöhung des Forschers, der an seiner Originalität zu erkennen sei. Der charismatische Akademiker sei entstanden, der nicht mehr wie in der Aufklärung auf einer politisch-ökonomischen Basis aufruhte, sondern eben die geistig kulturelle Originalität, seine bedeutungsschwere Isoliertheit und Genialität als Ausweis seines privilegierten Status angesehen habe. Der habe letztlich freilich „cash flow and credit and so on“ zum Ziel gehabt, wie bereits bisher.

C. argumentiert auf der Grundlage von den seit geraumer Zeit insbesondere in der *history of sciences* gängigen Mustern vom systembestimmten, z.T. durchaus unbewußten, den Handlungen und dem Verhalten impliziten, wenn auch nicht eingestandenen Gegebenheiten, die hin zur Moderne geführt hätten. Kognitive Inhalte, Gegner, gegen die sich Denken und Handeln richten, politische und historische Voraussetzungen, der Rang von Wissenschaften spielen keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Der Autor weiß es eben besser, wie es um seine Person steht. So können etwa auch die Jesuiten als recht moderne, da rational agierende Universitätsmänner dargestellt werden. Ihre Mobilität und Anpassungsfähigkeit hätten ihnen in einer Umwelt, die weitgehend von Traditionen – und damit Ängsten – beherrscht gewesen sei, Erfolg garantiert. Daß sie aber gerade an ihrer Unbeweglichkeit, ihrer mangelnden wissenschaftlichen Entwicklungsbereitschaft scheiterten, kommt nicht in den Blick. Und so steht es mit vielen weiteren Schlußfolgerungen. Die Mißachtung und z.T. auch Unkenntnis der Wissenschaften, ihrer Inhalte und die der Universitätsgeschichte haben ihren

Preis. Ironie wird zur Unverbindlichkeit, Nostalgie zu Ungenauigkeit, und die lobenswerten Vergleiche der europäischen Universitätsentwicklung führen auch nicht weiter. Das gelehrte Buch hat mich nicht für sich eingenommen und schon gar nicht überzeugt. Da gibt es Zuverlässigeres.

Frankfurt am Main

Notker Hammerstein

Thomas Albert Howard, *Protestant Theology and the Making of the Modern German University*. Oxford/New York, Oxford University Press 2006. XII, 468 S., £ 75,-.

Theologie- und Kirchenhistoriker schreiben die Geschichten akademischer Theologie häufig in konventionellen Erzählmustern, konzentriert auf die Entwicklung dogmatischer Lehren, auf Schulenstreit oder Richtungskämpfe. Institutionengeschichte, diskurshistorische Methoden und politische Kontexte werden ebenso wie die enge Vernetzung theologischer Reflexion mit den generellen geisteswissenschaftlichen Entwicklungen gern abgeblendet. Umgekehrt nehmen Allgemeinhistoriker mit einem Forschungsschwerpunkt auf Bildungs- und Universitätsgeschichte die Theologie meist nur am Rande wahr, obgleich sie zumal in den Universitäten des protestantischen Deutschland bis ins 20. Jahrhundert hinein eine bemerkenswert starke Rolle spielte. Thomas Albert Howard, Associate Professor für Geschichtswissenschaft am Gordon College in Wenham, Mass., will in seinem neuesten Buch diese konkurrierenden Perspektiven verbinden, um die zentrale Stellung protestantischer Theologie in den Prozessen der Entstehung und Durchsetzung der modernen deutschen Forschungsuniversität analytisch angemessen erfassen zu können. Sechs Jahre nach seiner exzellenten Dissertation über „Religion and the Rise of Historicism: W. M. L. de Wette, Jacob Burckhardt, and the Theological Origins of Nineteenth-Century Historical Consciousness“ (Cambridge 2000) legt er nun eine ambitionierte Gesamtschau der Wege protestantischer Universitätstheologie von der Wittenberger Reformation bis zur Berliner Universität des frühen 20. Jahrhunderts vor. Sein *second book* wirft allerdings ungleich mehr Fragen auf als die vielgelobte Dissertation. Obwohl H. mit einem DAAD-Stipendium in deutschen Archiven und Bibliotheken forschen konnte und enge Gesprächskontakte zu führenden deutschen Kirchen-, Religions- und Bildungshistorikern knüpfte, nimmt er den deutschspra-

chigen Forschungsstand nur sehr selektiv zur Kenntnis. In wichtigen deutschen Titeln und Quellenzitaten finden sich immer wieder kleinere Fehler. Schade, daß der renommierte Verlag keinen *native speaker* hat Korrektur lesen lassen!

Das Buch ist in sechs Kapitel gegliedert. In der Einleitung (1.) werden das Ziel der Studie, die moderne Universität „in deutschem Sinn“ (F. D. E. Schleiermacher) und der pathetische Modernitätswille vieler protestantischer Theologen beschrieben, die, als kritische Reflexionssubjekte par excellence und spekulative Konstruktionsgenies, auf radikale Verwissenschaftlichung setzten, d.h. den alten Glauben kritisch analysieren und dann rein rational wieder begründen, begrifflich aufbauen wollten – in generationenübergreifenden Prozessen einer „Dauerreflexion“ (H. Schelsky), die auf lange Sicht nur die historische Zerstörung aller überindividuellen Glaubenssubstanz sowie den Verfall der Einheit des Faches förderten. In seinen wissenschaftstheoretischen Passagen zum epistemologischen Status theologischer Theorieproduktion läßt H. allerdings erhebliche Unsicherheit erkennen, auch weil er sich z.T. auf eher diffuse Autoritäten beruft. Unter dem Titel „*Sacra Facultas and the Coming of German Modernity*“ geht es im 2. Kapitel um mittelalterliche Theologiekonzepte, die Universitäten in der Wittenberger Reformation, die neue gemeinwesenorientierte Professionalisierung der Pfarrer(aus)bildung im Zeichen der Konfessionalisierung, die aufklärerischen Theologiediskurse in Halle und Göttingen sowie den Kant'schen „Streit der Fakultäten“. Das ist viel für 85 Seiten, und so wird hier eher Bekanntes zusammengefaßt als Neues mitgeteilt. Dank Schleiermachers hochschulpolitischem Engagement und der exzellenten Berufungspolitik wurde die neue Berliner Universität in den Selbstverständnisdebatten der deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten im 19. Jahrhundert zum Modell, aus einem idealistisch fundierten Konzept der „Bildung zur Persönlichkeit“ nicht nur eine tiefgreifende Reform der Theologie als Wissenschaft (bald schon: „Kulturwissenschaft des Christentums“), sondern auch der Kirche als möglichst staatsunabhängiger Organisation freier religiöser Kommunikation abzuleiten (3.). De facto waren, wie H. im 4. Kapitel über „*Church, State, and Education in Early Nineteenth-Century Prussia*“ zeigt, die Handlungsspielräume der Theologen in Sachen Kirchenreform aber ungleich begrenzter, als sie in ihren kühnen idealistischen Vergesellschaftungsvisionen geträumt hatten. Die Lage des Faches im 19. Jh. bündelt H. in der Formel „*Theologia between Science and the State*“ (5.). Diese Si-